



Ab Einschulung gab es für mich aktives Zuschauen bei diesen Tarockanlässen. Bemerkungen über das geschickte Spiel des „Herrn Göd“ waren erwünscht. Ab der Erstkommunion durfte ich - erst ganz selten, dann immer häufiger - bei Kurzausfällen von Spielern (weil der Most wieder weg mußte oder Saufüttern eine Pause erforderte) selbst spielen. Und ab der Firmung war ich dann Stammspieler, ich fühlte mich da ziemlich bedeutend als Ronaldo des Tarock in Windhing. Und der Göd ließ sich nicht lumpen: das Startkapital entwickelte sich von ATS 5 bis ATS 50, damals ein stattliches Kapital, und den „Gewinn“ durfte ich auch behalten. So blöd ich es sonst fand, Verwandtschaft und Bekannte am Land aufzusuchen, die Aufbesserung des Taschengeldes ließ ich nie aus.

Ich erlebte das Tarockieren daher als Unterhaltung für eine festgefügte Spielergruppe, die sich in- und auswendig kannte. Wie der Tischberger den Talon ablegte zeigte mir schon an, welche Zusatzansagen er von mir erwartete oder wovor ich mich hüten sollte. Das war bei den anderen Teilnehmern nicht anders. Der Häubl-Franz verlegte sich bei seinen Dreiern immer 4-farbig („i spar ma de Tarock“), was für mich als geübten Preferanzer eine Einladung war. Und der Haslecker sagte Vogerl nur an, wenn er auch „Tarock“ annonciieren konnte. Da hieß es, im Endspiel höllisch aufpassen, dass er nicht aus heiterem Himmel den „Gickerl“ heimlich machte.

Für den Nachwuchs, aber auch Spätberufene schaut das Erlernen der Tarockkunst heute doch einigermaßen anders aus. Wohl niemand mehr lernt durch bloßes zuschauen, vielmehr gibt es eine Menge an strukturiertem Lernen bei qualifizierten und berufenen Tarocklehrern (in heutiger Zeit natürlich auch Lehrerinnen). Da erfahren die Novizen viel über Wahrscheinlichkeiten und Strategien im Spiel. Schon von der ersten Kartenaufnahme an steht das eigene aktive Spiel im Vordergrund, die Mitspieler sind nicht ganz so wichtig. Zumindest solange, als diese ausreichenden Bildungsstand haben und nicht gänzlich abwegige Spielzüge praktizieren. Und: Die neue Form der Kulturvermittlung hat auch dazu geführt, daß das Königrufen quasi zur ÖNORM wurde, neu angelernte Tarocker und Tarockiererinnen kennen nix anderes mehr. Mit 35 Punkten und 2 Blatt hast gewonnen, darunter verloren. Und ein Spiel, daß du mit 48 Punkten schaffst, bringt keinen Heller mehr im Beutel. Damit sind natürlich die Alleinspiele, vor allem der Dreier viel wichtiger geworden. Ein wunderschöner XIX-Rufer mit 2 Vogerl, den du mit einem starken Partner (z. B. weil erfreulicherweise zwei gute Stecher hat) haushoch gewinnen willst, wird da zur zweiten Wahl.

Vielleicht ist es auch dadurch gekommen, dass im Tarock die Wettbewerbsgesellschaft angekommen ist, Tarockturniere häufig interessanter sind als die traditionellen Tarockrunden mit geschlossenem Spielerkreis. Da kann man heute all seine erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten im Tarock bei jedem Spielanlass zeigen und verwerten. Wer objektiv gut spielt wird auch dauerhaft erfolgreich sein, wie unterschiedlich Anlass und Mitspieler auch sein mögen.

Für die Freude am Tarockspiel sind die Zeiten also nicht nur anders sondern auch besser geworden. Statt an 11 Fixterminen tarockiere ich jetzt zumindest 50mal im Jahr, habe mehr „Lieblingpartner“ als ich früher Spieler kannte und spiele, wenn es paßt, auch heute noch meinen A-Rufer mit überlegenem Ergebnis. Auch ein

haushoch verlorener Dreier ist kein Beinbruch, geht's doch auch nicht mehr ums Taschengeld.